

KARIN SCHERF

SPURENSUCHE
am
ATLANTIK

Briefe aus französischer
Kriegsgefangenschaft

neues leben

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie darf ohne vorherige schriftliche Genehmigung
weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert,
vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

Bildnachweis: Privatarhiv der Autorin

ISBN 978-3-355-01843-2

© 2016 Verlag Neues Leben, Berlin
Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin,
unter Verwendung eines Motivs von ullstein bild

Die Bücher des Verlags Neues Leben
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

www.eulenspiegel.com

Inhalt

Vorwort	5
Die Entdeckung	10
»War vom 20. März bis 27. Juli 1945 amerikanischer Kriegsgefangener«	34
»Bin jetzt zu Aufräumarbeiten am Atlantik eingesetzt«	41
Mai 2015: Recherche am Atlantik	51
In St.-Vivien-sur-Mer bei der blühenden Dattelpalme	63
Tränen in Bordeaux	77
Die Pulverfabrik des Sonnenkönigs in St.-Médard	88
»Das persönliche Elend macht blind, egoistisch und ungerecht«	102
Vaters Kriegstrauma: ein medizinischer Exkurs in Halle	110
»Allein in Pin Sec haben wir 50 000 Minen gehoben«	163
Auf der Suche nach Yvonne	203
Weihnachten 2015	250

Vorwort

Von Dr. Arlette Capdepuy, Universität Bourdeaux

Im Mai 2015 bekam ich Besuch aus Halle in Ostdeutschland. Die Journalistin Karin Scherf hatte Briefe ihres verstorbenen Vaters Wolfram Knöchel gefunden, die dieser zwischen 1944 und 1948 an seine Eltern schrieb. Der Krieg hatte ihn mit 18 Jahren vom Gymnasium geholt, er musste in der Wehrmacht dienen. Im Mai 1945 geriet er in amerikanische Gefangenschaft und wurde, wie Zehntausende andere Soldaten, auf den Rheinwiesen interniert. Von dort wurde er nach Frankreich überstellt, um dort bei der Beseitigung der deutschen Hinterlassenschaften und beim Wiederaufbau eingesetzt zu werden.

Allerdings hatte Knöchel im Krieg eine schwere Verletzung davongetragen. Ein Panzer hatte sein Schützenloch überrollt, und es grenzte an ein Wunder, dass er lebend aus diesem Grab kam. In Le Mans wurde er in einem französischen Lazarett gepflegt, und als er genesen war, meldete er sich zum Minenräumen an der Atlantikküste. Vermutlich war die Aussicht auf eine bessere Verpflegung und eine frühere Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft nicht ganz schuldlos an seiner Entscheidung. Wolfram Knöchel kam an die Küste, an den von den Besatzern errichteten Atlantikwall zwischen Le Verdon und Arcachon, um dort deutsche Minen zu beseitigen.

Seine Stationen ab Herbst 1945 lauteten: La Rochesur-Yon, Soulac-sur-mer und St.-Vivien. Vom 3. Juli 1946 bis zum 28. Juli 1947 war er im Hauptlager von Saint-Médard-en-Jalles stationiert. Und von Juni 1946 bis zu seiner Entlassung im Juli 1947 arbeitete und lebte er im Lager von Soulac – »Le Pin Sec«.

Aus Knöchels ersten Briefen ist erkennbar, dass der junge Mann sich als Opfer sah: eingepfercht hinter Stacheldraht, von den Franzosen als »le boche« verhöhnt, als »Nazi« beschimpft. Dabei war er lediglich als unschuldiger Oberschüler zur Wehrmacht eingezogen worden. Ohne eigenes Zutun, ohne Begeisterung, wehrpflichtig eben. Sein Kriegseinsatz war zu kurz, um schuldig zu werden.

In seinen ersten kurzen Briefen wurde zumeist die eigene missliche Lage erwähnt und auf Bemerkungen der Eltern reagiert (und da deren Briefe nicht vorliegen, wirken seine Reaktionen sprunghaft). Im Laufe der Zeit jedoch wurden die Briefe tiefgründiger. Wolfram Knöchel dachte über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nach. Er wollte das Abitur nachholen und studieren. Er beschaffte sich Schulbücher, las Zeitungen, schrieb. Als Kriegsgefangener durfte er jede Woche eine Seite schreiben. Und das tat er. Schreiben zwingt zur Konzentration und zum Nachdenken. Er reflektierte seine Lage, seine Berichte gingen nunmehr weit über die Beschreibung seiner Lebensumstände hinaus. Krieg und Nachkrieg hatten den Anfang 20-Jährigen rasch reifen lassen. Er dachte über die Folgen des Krieges für Deutschland nach, sah die sich anbahnenden Konflikte zwischen den Sieger- und nunmehrigen Besatzungsmächten. Manchmal schien er der Verzweiflung nahe. Einmal legte er sogar Hand an sich. Er konnte gerettet werden.

Wolfram Knöchel blieb knapp drei Jahre in Kriegsgefangenschaft, ehe er nach Deutschland zurückkehren durfte. Ein hoher Preis für wenige Monate Soldatsein.

Ich forschte in den Archiven über das Kriegsgefangenlager Saint-Médard, als mir Dr. Karin Scherf die Briefe ihres Vaters zeigte. Schon ein flüchtiger Blick verriet mir, dass es sich dabei nicht nur um Zeitzeugnisse von großem ideellen Wert handelte, sondern auch um außergewöhnliche, für die Wissenschaft bedeutende Dokumente. Aufgrund meiner Forschungen wusste ich, dass die Kriegsgefangenlager seit geraumer Zeit zwar ein sehr dynamisches und vielfältiges Forschungsgebiet geworden waren, aber es gab kaum Unterlagen von und über Kriegsgefangene in den zugänglichen Archiven. In Bordeaux beispielsweise existiert fast nichts aus jener Zeit.

Gemeinsam mit Karin Scherf suchte ich in Bordeaux die *Archives départementales de la Gironde* auf, wo die Dokumente gescannt und elektronisch archiviert wurden. Die Briefe des »Prisonnier de guerre Wolfram Knochel« erhielten die Archivnummer 1 NUM 142. Nunmehr sind sie der Wissenschaft allgemein zugänglich.

Aus Knöchels Briefen erfahren wir viel über die Arbeits- und Lebensbedingungen deutscher Kriegsgefangener in Frankreich. Sie geben nicht nur Auskunft, was das für Menschen waren, wie sie dachten und handelten, sondern auch, wie sie behandelt wurden.

Was für ein bitterer Sieg – was für eine überwältigende Niederlage, möchte man ausrufen. Der Kriegsgefangene Knöchel schreit sein Leid heraus: Er ist ein Mensch ...



Wolfram Knöchel

Geboren am 7. Mai 1926 in Halle/Saale

Gestorben am 9. September 2008 in Torgau

Die Eltern:

Erich Knöchel, Angestellter in den Leuna-Werken

Martha Knöchel, Hausfrau

- 1932–1936 Volksschule (Lutherschule in Halle/Saale)
- 1936–1943 Oberschule der Franckeschen Stiftungen zu Halle (Latina)
- 1943–1944 Luftwaffenhelfer, Flakgruppe Halle-Leuna
- 1944–1945 Inf. Rgt. 305, Gefreiter
- März 1945 Beginn der Kriegsgefangenschaft
- ab 1948 Krankenpfleger, Laborarbeiter in den Leuna-Werken, Chemiestudium (abgebrochen aus gesundheitlichen Gründen), Lehrer an der Volkshochschule, Fachschullehrer-Ausbildung, Diplomstudium Philosophie
- ab 1959 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Erwachsenenbildung an der Universität Leipzig
- 1965 Promotion zum Dr. päd.
- 1968 Habilitation
- ab 1970 Professor für Erwachsenenpädagogik (Universität Leipzig, Universität Rostock)

Die Entdeckung

Ein Schuhkarton ohne Deckel. Im dunklen Winkel eines Bücherregals finden ihn Ende 2014 meine tastenden Finger, die auf der Suche sind nach ... Ja, wonach eigentlich? »VEB Schuhfabrik Eppendorf (Sachs.)«, steht auf dem vergilbten Etikett, daneben verweist der Umriss eines flachen Schuhes auf »Damen Schnürslipper Box Kalb Transparent gekl. Grau-Beige, EVP: MDN 40,20«. Statt der Schuhe liegen Briefe im Karton, gebündelt und verschnürt mit gelbem Seidenband, das die Jahre zerknüllt haben.

Den Karton hat man mir nach dem Tod meines Vaters vor sechs Jahren gegeben, zusammen mit alten Dokumenten und Urkunden. Das war geblieben. Er nicht. Ich hatte damals alles in das Bücherregal geräumt. Nichts gelesen. Sechs Jahre lang.

Nun drängt es sich also mit aller Macht wieder nach vorn in die Erinnerung.

Diese Briefe habe ich noch nie gesehen, uralt sind sie, das bräunliche hauchdünne Papier raschelt kaum noch, als ich die komplizierte Faltung öffne. Ein Blick auf das Datum: 1944 – also genau vor 70 Jahren, da war der Vater gerade 18 Jahre alt und eigentlich Abiturient in der Oberprima an den Franckeschen Stiftungen zu Halle. Bereits ein Jahr zuvor hatte eine ganz andere Karriere begonnen – die des Flakhelfers, die amtlich als

Luftwaffenhelfer bezeichneten Oberschüler der Jahrgänge 1926 bis 1928. In nur einem Jahr wurde Schule zur Ausnahme. Achtzehn Stunden Unterricht pro Woche waren eigentlich vorgeschrieben, doch Krieg und Schule waren kaum in Einklang zu bringen.

Aus dem Kindersoldaten Wolfram war, als er diesen Brief schrieb, bereits der Wehrmachtgefreite Knöchel geworden, der noch gläubig folgt, doch auch schon zweifelt. Das finde ich in einem seiner Briefe bestätigt, in dem er 1947 schreibt, dass er damals (d.h. bei der Abkommandierung an die Westfront) nur das Allernotwendigste mitnehmen durfte und dass dabei auch »mein Tagebuch mit verloren gegangen ist, und als wir damals hörten, dass unser Tross z. T. verbannt sei; dass man aber einiges gerettet habe und es nach Sichtung verteilen werde, kriegte ich einen Schreck – in dem Buch stand so mancherlei, was damals für den Schreiber noch höchst gefährlich war ...« 1948, kurz nach seiner Rückkehr aus französischer Kriegsgefangenschaft, musste er gleich mehrmals seinen Weg vom Abiturienten zum Wehrmachtsoldaten und Kriegsgefangenen in Lebensläufen belegen. Dabei erwähnt der Vater, dass während seiner Zeit als Luftwaffenhelfer gegen ihn ein militärgerichtetes Verfahren wegen Abhörens von »Feindsendern« eingeleitet wurde, was dann wegen fehlender Beweise niedergeschlagen wurde. Doch das Misstrauen blieb, nach dem Attentat auf Hitler vom 20. Juli 1944 wurde er sogar einige Tage verhaftet und verhört. Ein Misstrauen, das umso lächerlicher wirkt, liest man die folgenden Zeilen voller jugendlicher Naivität und immer noch ganz im Sinne nationalsozialistischer Erziehung.

Zeithain, 9. Dezember 1944

Liebe Eltern!

[...] Wie ich Euch ja schon schrieb, beschäftigen wir uns hier mit ganz ernstesten Problemen. Mehrere von uns (natürlich nur die dazu fähigen Männer) halten wöchentlich Vorträge, die dann nachher von einem kleineren Kreis diskutiert werden. Solche Themen sind »Deutschland lebt in seinen Kindern«, »Der Kampf als Lebensgesetz«, »Nietzsche«, »Faust« usw. Bloß gut, dass ich mich früher schon damit beschäftigt habe, so bin ich heute wohl der, der am meisten mit dem Uffz. Friedrich diskutiert.

Was Euch noch mehr interessieren wird: In Hinblick auf das nahe Weihnachtsfest wird die Art einer Feier erörtert. Ich musste mit Erstaunen und auch mit Freude feststellen, dass die überwiegende Mehrzahl für ein christliches Fest mit den alten Liedern usw. war, während nur Einzelne für ein Julfest waren.

Es ist das Gute dieser schweren Zeit, dass gerade der raue und harte Soldat in der Gefahr zu Gott betet und mal an den Glauben seiner Kindheit erinnert wird. Auf die Dauer kann sich eben ein glaubensloser Mensch nicht halten: Er braucht ein Seil, an dem er sich immer wieder emporzieht.

[...]

Ich bitte Euch nur, bei einem etwaigen Angriff Euch nicht unnötig in Gefahr zu begeben, denn was habe ich von einigen geretteten Sachen, wenn mir das Liebste, was ich habe, verloren gegangen ist.

[...]

Wir geben uns hier alle Mühe, unsre Stube etwas vorweihnachtlich auszuschnücken. Aber überall sieht das Militär hervor. Tannenzweige stecken in leeren Hülsen, die Kerzen werden bei Alarm angebrannt. [...] Wenn man an die schönen Zeiten denkt, an den strahlenden Baum in der Ecke,

man muss ja Heimweh kriegen, oder vielmehr Sehnsucht, die durch eine schwarze Wolke verdunkelt wird, die Terror heißt. Ich dränge mich gewiss nicht zur Front, aber erfülle meine Pflicht wie jeder andere, eine Pflicht, die darin besteht, Euch von den Schrecken des Krieges zu befreien, unsere Heimat vor weiteren Verwüstungen zu schützen und uns selbst endlich eine zielbewusste Berufsausbildung zu ermöglichen. Ich kann das mit ruhigem Gewissen sagen, da ich keine Ideale in Hinsicht auf den Krieg mehr habe und da ich schon eine gewisse, wenn auch geringe Ahnung habe.

[...]

Wenn aber die Mutti sich begreifliche Sorgen macht, so sage ich nur »Unkraut verdirbt nicht« oder »Gute Ware hält sich«. Nun sucht Euch das Beste aus! Nun seid vielmals begrüßt und Kopf hoch!, wenn's auch mal kracht, denn für uns sorgt einer, der die Macht dazu in den Händen hat.

Viele Küsse

Euer Wolfram

Traditionelle Weihnachtsgebräuche als Zeichen aufkeimenden Ungehorsams gegen das verordnete pseudo-nordische Julfest der Nazis, die ideologische Saat der »Blut-und-Boden«-Romantik keimt noch in den jungen Köpfen, doch dazwischen regt sich schon das Unkraut des eigenen Denkens. Drei Monate später erlebt der noch 18-Jährige den Schrecken der Westfront, das letzte Aufgebot, er wird vom Panzer überrollt, verschüttet das Loch, in dem er Schutz sucht. Er überlebt, kommt in Gefangenschaft. Die berüchtigten Rheinwiesen – 1300 000 deutsche Soldaten und Flüchtlinge sollen es gewesen sein, die auf der linken Rheinseite monatelang unter freiem Himmel vegetieren mussten. Er überlebt.

Ist einer von Tausenden Kriegsgefangenen, die sich die Franzosen zum Wiederaufbau ihres Landes von den Amerikanern einfordern. Im Südwesten Frankreichs wird er D mineur, entschärft am ehemaligen Atlantikwall die tödlichen Hinterlassenschaften der deutschen Wehrmacht, des Krieges. Bis 1948.  berlebt auch das und schreibt davon in seinen Briefen. Und von seinem Hunger nach Leben.

Ratlos sitze ich vor dem Schuhkarton.

Was soll ich mit dem Stapel dieser in kleine Kuverts gefalteten Weltgeschichte anfangen? Jetzt?

Der Verfasser der Briefe ist nicht mehr da, hat fast nie über diese Zeiten gesprochen, ich kenne nur winzige Fetzen seiner Erinnerungen, Streiflichter, manchmal auftauchend am Rande einer Belanglosigkeit, die das Erinnern wohl initiierte. Es waren kaum Geschichten, und sie gingen auch selten gut aus. Oft besann sich der Vater dann schnell und wandte sich wieder der gegenwärtigen Belanglosigkeit zu, ganz so, als bereute er, dass die Erinnerungen seine Lippen verlassen hatten.

Das kollektive Schweigen einer Generation von deutschen Männern.

Wenn es doch einmal gebrochen wurde, verzog der Vater nur verächtlich das Gesicht ...

Guéret, 9. November 1947

[...]

Ich will mich aber nicht etwa beschweren, sondern nur erklären, wieso ich in der letzten Zeit nichtssagende Briefe schreibe. Ich habe aber weder die Zeit, groß Briefe zu schreiben, noch die Langeweile, um mir mehr Gedanken machen zu können. Es ist vielleicht gut so, man kommt so besser über diese Zeit hinweg. [...]

Von wegen »Memoiren«, nee, meine Erinnerung genügt mir. Zudem will ich nicht auch noch was zum Völkerhass beitragen (das würde aber in diesem Falle so sein). Übrigens, wer wirklich mal ganz schlechte Zeiten hinter sich gebracht hat, spricht davon nur ganz selten. Die am meisten schreien, haben bestimmt nichts mitgemacht [...]

Was hat der Vater erlebt, was entzieht sich der Vorstellungskraft der Nachgeborenen, denen eigenes Erleben aus jener Zeit fehlt? Was hat ihn verstummen lassen, später, als die Wunden geheilt waren? Oder waren sie nie geheilt?

Die Orte, an denen die Briefe geschrieben wurden, klingen melodios beim Buchstabieren: Saint-Médard-en-Jalles, Guéret, La Roche-sur-Yon, Soulac-sur-mer, St.-Vivien ... Die Namen reihen sich aneinander wie die Worte in einem französischen Chanson, man versteht sie kaum, doch es klingt so hübsch: Le Pin Sec – die trockene Pinie. So könnte vielleicht ein altes Gasthaus heißen, eins mit schmalen grauen Fensterläden und einer Holzterrasse, auf der herbeigewehter Dünensand kleine Wellen bildet.

Die Fotos im Internet verraten mir, dass mein in die Jahre gekommenes Gasthaus in Wirklichkeit ein riesiger

Campingplatz direkt am Atlantik ist, gesichtslose Feriensiedlungen, Reihen heruntergekommener »Mobilheime«. Die Enttäuschung macht meinen Entschluss endgültig – ich will zu den Orten reisen, will selbst sehen, wo der Vater seine Briefe schrieb: hinter Stacheldraht, im Sand, unweit des Atlantik. Will Jahrzehnte später erfahren, wo sich Wolfram Knöchel wegschrieb von dieser Wirklichkeit. Das waren über 32 Monate Gefängnis. Ich lese die Empörung über diese Freiheitsberaubung. Er besaß ein ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl und musste machtlos akzeptieren, dass es Gerechtigkeit nicht gab. Nicht für ihn.

Dann wieder Verantwortung: Wir machen hier sauber, heißt es, und vorher können wir schwerlich nach Hause. Schuldgefühle, uneingestanden zwar, spielen mit hinein.

Ich bin nie sicher, was tatsächlich Wirklichkeit war. Ich kenne nur seine Erzählungen, ich lese diese Briefe, kenne seine Wahrheit. Und sein Bemühen, das Furchtbare erträglich zu machen – für sich und die Eltern damals, und später in Lebensläufen, in denen das Jämmerliche in Stärke gewendet wurde. Eine Übung, die Millionen praktizierten, erst um zu überleben und dann um hineinzupassen ins neue System. Die Lebensläufe im Wandel der Zeiten – jene Stacheldrahtzeit darin wurde bei ihm immer kürzer, immer bedeutungsloser. Wurde sie es wirklich?

Damals konnte er noch nicht wissen, dass es einmal ein Bleistiftkreuz in der Kaderakte geben würde aufgrund dieser Gefangenschaft. Aus DDR-Sicht saß er auf der falschen Seite ein, Knöchel war beim Klassenfeind gewesen. Selbst Mitglieder des Politbüros trugen diesen Vermerk. Alliierte Gefangenschaft – davon erholte sich nicht jeder.

Der Vater sprach von dieser Signatur als Stigma erst sehr spät. 1990 hatte ich viele Fragen an ihn, heftige, vorwurfsvolle. Doch sie betrafen die Zeit nach dem Stacheldraht. Jene Jahre in Frankreich blieben unerklärt, obwohl vielleicht dort schon Antworten lagen. Wo das Schweigen begann, warum es begann. Heute treffe ich bei solchen Fragen oft auf verständiges Nicken, alles scheint klar. Ist doch zu verstehen, sie wollten damals nichts mehr davon hören, wollten vergessen, sagt man mir. Haben sie wirklich vergessen, oder war es einfach nur besser so *für alle*? Oder fragten wir nicht, da wir nichts wissen wollten, weil so die Welt geordnet blieb? Gut und Böse hatten ihren Platz, Schuld war geklärt – wir im Osten lebten auf der richtigen Seite.

Hinter dem französischen Stacheldraht war der Vater nicht auf der richtigen Seite. Im Leben danach wollte er das dann auch nicht mehr sein. Oder vielleicht doch, sogar viel zu sehr? In seinen seltenen Erzählungen erschien die Zeit dort niemals als heldisch, und manchmal tauchte auch normales Leben auf: Frauen, eine schwarze Hure, die ihm die Liebe beibrachte in einem Bordell in Bordeaux, wo der Gefangene Knöchel kellnern musste und die Böden schrubbte.

Als junges Mädchen roch ich das Abenteuer in diesen kleinen Geschichten, beneidete ihn gar. Er hatte die Welt gesehen, die mir verschlossen war. Ich wusste nicht, dass lediglich die Niedrigsten der Niedrigen Erlebnisse teilten – er der *Prisonnier de guerre*, sie die farbige Hure.

Der Vater erzählte mir von Yvonne, seiner ersten Liebe, hinter Stacheldraht. In meiner Fantasie ist Yvonne hinreißend schön. Ihr kupferfarbenes Haar umrahmt in großen Wellen das Gesicht. Porzellanhaut. Ihr Vater hatte eine Apotheke, der Bruder war gefallen. Alles ist

gut. Dann wird das Lager verlegt, niemand weiß etwas. Yvonne versucht sich aus Kummer das Leben zu nehmen.

Zehn Jahre später werde ich geboren und erhalte ihren Namen als zweiten Vornamen: Karin Yvonne.

Doch nichts von Yvonne findet sich in den Briefen. So etwas schrieb der Sohn nicht seinen Eltern. Und so vieles andere auch nicht.

Also werde ich nach Antworten suchen – in Frankreich.

Ich finde Verbündete diesseits und jenseits der Grenze. Ich lerne einen Feuerwerker kennen, der mir die tödlichen Gefahren des Minenräumens erklärt, treffe mich mit einem Psychiater und mit Neurologen, die mir sagen können, was es aus medizinischer Sicht bedeutet, »verschüttet« und »vom Panzer überrollt« zu werden. Stoße auf eine französische Historikerin, die sich diesem schwierigen Kapitel in den Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland widmet. Lerne Franzosen kennen, die mir spontan bei meiner Suche helfen wollen, ungeachtet des Umstandes, dass kaum noch Zeitgenossen meines Vaters leben, die Auskunft geben könnten. Ich mache die Bekanntschaft mit dem deutschen Stammtisch in Aquitainen, 250 Mitglieder zählt er, jüngere und ältere. Einige schreiben mir später, dass sie meine Nachforschungen gut finden, andere bieten Hilfe an. Niemand von ihnen fragt mich, was daran denn interessant sein soll – Jahrzehnte danach.